

Zakład Filologii Germańskiej UMCS

GRAŻYNA KRYSZCZUK

*Briefe im Mittelalter*

---

Listy średniowieczne

ETYMOLOGIE

Das Wort *Brief* ist vom lateinischen *brevis (scriptum)* abgeleitet, was *kurzes Schreiben, Urkunde*<sup>1</sup> bedeutet. Die Entlehnungen des Wortes sind ahd. *brif* und mhd. *brief*.<sup>2</sup>

Lange Zeit lebte der Begriff in der Kanzleisprache und galt dort in der ursprünglichen Bedeutung von *Schreiben, offizielle schriftliche Mitteilung, Urkunde*.<sup>3</sup> Diese Bedeutungen sind noch heute in folgenden Zusammensetzungen erhalten: *Bannbrief* (14. Jh.), *Schuldbrief* (15. Jh.) und *Freibrief* als Privileg. Die heute übliche, gemeinsprachliche Bedeutung entwickelte sich in mittelhochdeutscher Zeit, ausgehend von der schon älteren Zusammensetzung *Sendbrief*<sup>4</sup>. Das Wort *Briefträger* wurde schon im 14. Jh. verwendet, jedoch mit der Bedeutung *Gerichtsdieners, der amtliche Briefe zustellt*<sup>5</sup>.

Die Begriffe *Schreiben* und *Schrift* waren im Mittelalter ohne lateinische Sprache kaum denkbar: Schreiben hieß Lateinschreiben und wurde aus dem lateini-

---

<sup>1</sup> E. Pertsch. *Lateinisches Handwörterbuch*, Berlin–München 1994, S. 45.

<sup>2</sup> G. Drosdowski, *Das Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, Mannheim 1989, S. 96.

<sup>3</sup> F. Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1989, S. 170.

<sup>4</sup> Vergl. G. Drosdowski, *op. cit.*, S. 97.

<sup>5</sup> Vergl. F. Kluge, *op. cit.*, s. 171.

schen *scribere* entlehnt. Davon zeugen auch die heutigen deutschen Bezeichnungen.<sup>6</sup>

#### LESE- UND SCHREIBFÄHIGKEIT DER MITTELALTERLICHEN GESELLSCHAFT

Beim Thema des mittelalterlichen Briefwesens stellt sich die Frage nach der Lese- und Schreibfähigkeit der damaligen Bevölkerung. Die Antworten gehen weit auseinander und tatsächlich dürften die Angaben je nach Zeit und Ort unterschiedlich gewesen sein.

Für größere Städte wie Nürnberg, Augsburg, Straßburg kann gegen Ende des 15. Jh. bei 25 bis 30 Prozent der Bevölkerung mit Lesefähigkeit gerechnet werden. In Augsburg war es zu jener Zeit eine Zunftvorschrift, daß jeder Lehrling seinen Lehrlingsvertrag selbst unterschreiben mußte, was immer das für die Lesefähigkeit des Betroffenen bedeuten mag. Andererseits begründet der Nürnberger Rat 1563 die Ernennung des Lebküchners und Meistersingers Linhart Febers zu einem städtischen Amt damit, daß er lesen und schreiben konnte. Auch bei einem Handwerksmeister scheint dieses gegen Mitte des 16. Jh. also nicht selbstverständlich gewesen zu sein<sup>7</sup>.

Peter von Polenz stellt in seinem Werk *Deutsche Sprachgeschichte* ganz andere Angaben dar. Damalige „Fürsten und Adlige konnten weder schreiben noch lesen. Selbst manche Geistliche, auch hochgestellte, waren bis ins 15. Jh. nur lese- nicht schreibfähig. Seit Anfang des 15. Jh. wurde von Ratsherren eine halb-mündliche Lesefähigkeit erfordert, d.h. sie sollen imstande sein, politische und juristische Texte nicht nur vorzulesen, sondern sie auch zu verstehen und zu erklären.“<sup>8</sup>

In Erstaunen versetzen Überlieferungen über Karl den Großen. Der König versuchte „erst im Alter das Schreiben zu lernen und namentlich in schlaflosen Nächten zog er eine Tafel hervor, um darauf mit seiner gewaltigen Hand, die jahrzehntelang das Schwert geführt und sich halb Europa unterworfen hatte, mühsam Buchstaben zu malen, während er es zur Kunst des Lesens niemals gebracht hat.“<sup>9</sup>

Die Gruppe der Lesefähigen ist keinesfalls mit dem literarischen Publikum in der Stadt gleichzusetzen. Nur ein Bruchteil von ihnen las Bücher. Abgesehen von den kirchlichen Bibliotheken befanden sich größere Büchersammlungen fast ausschließlich bei den Patriziern und bei in jener Zeit noch nicht so zahlrei-

<sup>6</sup> G. Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes*, Berlin 1889, S. 24.

<sup>7</sup> T. Cramer, *Geschichte der deutschen Literatur im Spätmittelalter*, München 1990, S. 242.

<sup>8</sup> P. von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, Bd. 1, Berlin–New York 1991, S. 119.

<sup>9</sup> W. Büngel, *Der Brief. Ein kulturgeschichtliches Dokument*, Berlin 1938, S. 34.

chen Akademikern.<sup>10</sup> Im Laufe des 15. Jh. wurde Vorlesen im häuslichen Kreis zur Belehrung und Unterhaltung üblich.<sup>11</sup> Hans Sachs besaß eine ansehnliche Buchsammlung. Aber Buchbesitz bei Handwerkern war bestimmt eine Ausnahme. Besonders literaturinteressierte Handwerker schrieben sich gelegentlich ihre Bücher selbst ab.<sup>12</sup>

Eine Serienherstellung von Handschriften fand in Schreibmanufakturen statt. Um Vervielfältigung der Bücher zu kommerzialisieren, wurde auch in Klöstern und Kanzleien die Methode des lauten Diktierens von Texten an mehrere Schreiber zugleich verwendet. Ergebnisse dieser Flut von Papier sind bis heute erhalten.<sup>13</sup> Mehr als 70% der bis heute erhaltenen mittelalterlichen Handschriften stammen aus dieser Periode und sind auf Papier geschrieben.<sup>14</sup>

Zur Entwicklung des Schreibwesens führte auch eine italienische Erfindung aus dem 13. Jh.: die Lesebrille. Ihre Erfindung brachte vielen älteren und kurzsichtigen Lese- und Schreibfähigen die Möglichkeit zu geistiger Freizeitbeschäftigung.<sup>15</sup>

Der Einstieg zusätzlicher Bevölkerungsgruppen in das Lesepublikum verursachte neue Tendenzen in der Entwicklung des Schriftwesens: Laienfrömmigkeit, Unterhaltsames und Realistisches statt gelehrter Theologie.<sup>16</sup> Die wichtigste Tendenz war aber das immer häufigere Verwenden der deutschen statt lateinischen Sprache.

Die Ursache des Anstieges der Lese- und Schreibfähigkeit ist in der Verbreitung des Papiers als billigen Beschreibstoffes zu sehen. In Deutschland errichtete Ulman Stauer 1390 nach italienischen Vorbildern in Nürnberg die erste Papiermühle.<sup>17</sup>

Weitergehend aber wirkten sich die Veränderungen im Bildungswesen aus, nachdem neben den Domschulen seit dem 13. Jh. eigene Stadtschulen entstanden waren, die oft von Franziskanern oder Dominikanern geleitet wurden. In spätmittelalterlichen Schulen wurde auch den Schülern beigebracht, Briefe zu schreiben. Der Stoff für den Unterricht wurde aus den Briefstellern genommen. Die Lehrer der Privatschulen waren oft selbst Kanzleischreiber.<sup>18</sup> Den Schülern wurden Lesen und Schreiben nicht primär aus dem Interesse am Buch beigebracht,

<sup>10</sup> W. Wattenbach, *Das Schriftwesen im Mittelalter*, Köln 1958, S. 51.

<sup>11</sup> H. Ruppich, *Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock*, Bd. 1, München 1970, S. 72.

<sup>12</sup> T. Cramer, *op. cit.*, S. 24.

<sup>13</sup> P. von Polenz, *op. cit.*, S. 118.

<sup>14</sup> H. Ruppich, *op. cit.*

<sup>15</sup> P. von Polenz, *op. cit.*, S. 122.

<sup>16</sup> *Ibid.*, S. 125.

<sup>17</sup> H. D. Heimann, *Einführung in die Geschichte des Mittelalters*, Stuttgart 1997, S. 194–200.

<sup>18</sup> W. Wattenbach, *op. cit.*, S. 88.

sondern da diese Fähigkeit in der Stadt zur Lebensnotwendigkeit wurde.<sup>19</sup> Ein Beweis ist ein Reklametext des Basler Schuhmeisters Hans Holbein, mit dem er 1516 eine Person sucht, die ihm in kurzer Zeit Lesen und Schreiben beibringe, damit er in der Lage sei, seine Schuldscheine selbst auszustellen und zu kontrollieren.<sup>20</sup>

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß die Entwicklung der Schreib- und Lesefähigkeit eng mit Errungenschaften der Zeit um 1400 verbunden war. Dazu gehören: inländische Manufakturproduktion des Papiers, das weit billiger als Pergament war, preiswerte Herstellung von Lesebrillen für Kurzsichtige, was die Kreise zahlungsfähiger Buchkäufer und -leser wesentlich ausweitete, kommerzielle Vervielfältigung von Büchern durch Diktieren in Schreibwerkstätten, was als Vorstufe des Buchdrucks gilt.<sup>21</sup>

#### ENTWICKLUNG DES KANZLEIWESENS

Schon im frühen Mittelalter entstanden nach dem Vorbild der politischen Administration der römischen Imperatoren erste Kanzleien, in denen vor allem amtliche Briefe geschrieben wurden.<sup>22</sup> Zuerst kamen sie in einfachen Formen an manchen Herrschersitzen und Gerichtsorten vor. Nach den fränkischkarolingischen Vorbildern wurde auch im deutschen Reich bis ins 15. Jh. das Modell beibehalten, das Hofkapelle und Kanzlei verknüpfte.<sup>23</sup>

Mit der steigenden Verschriftlichung der Gesellschaft vergrößerte sich die Zahl des Kanzleipersonals, zu dem Pronotare, Notare, Schreiber, Registratoren, Siegler gehörten. „Bis in das 14. Jh. war das Schreibwesen in Kanzleien, Klöstern, Universitäten, an Fürstenhöfen und in den Städten noch ein Privileg von Geistlichen. Seit Mitte des 14. Jh. wurden in fürsterlichen Kanzleien vereinzelt auch nichtklerikale Schreiber angestellt. Im 15. Jh. waren solche Lohnschreiber schon in Mehrheit.“<sup>24</sup>

Das Personal der königlichen und landesherrschlichen Kanzleien wurde in den Schulen der Domstifte ausgebildet, die nach dem Muster der Schule von Reims arbeiteten. In Kanzleien und an Universitäten fanden juristisch gebildete Syndici bzw. Pronotare ihren Arbeitsplatz. Dort arbeiteten auch Laien, vor allem bürgerliche, als Stadt- bzw. Ratsschreiber.<sup>25</sup> Der Brief ist schon seit dem 13. Jh.

<sup>19</sup> T. Cramer, *op. cit.*, S. 241.

<sup>20</sup> P. von Polenz, *op. cit.*

<sup>21</sup> *Ibid.*, S. 126–129.

<sup>22</sup> R. Nickisch, *Brief*, Stuttgart 1991, S. 30.

<sup>23</sup> H. D. Heimann, *op. cit.*, S. 190.

<sup>24</sup> P. von Polenz, *op. cit.*, S. 112.

<sup>25</sup> H. D. Heimann, *op. cit.*, S. 193.

bekannt und wurde als *notarius consulum*, *statsscriber* bzw. *scriptor* bezeichnet. Im Zeitraum vom 13. bis 15. Jh. wuchs die Rolle des Briefes und damit auch sein Prestige: von einem eher gering besoldeten Gelegenheitsdiener zu einem sozial und politisch hochgeachteten Fachmann, der durch Dienstleid und Arbeitsvertrag an den Rat gebunden war.<sup>26</sup>

Städtische Schreiber im 15. Jh. waren sehr beschäftigt und entsprechend ausgebildet, vor allem juristisch. Sie hatten nicht nur amtliche und rechtliche Urkunden zu formulieren und niederschreiben, sondern waren meist zugleich als sog. *homines litterati* für unterschiedliche Aufgaben tätig. Sie waren Vermittler von Fachwissen, Schreiblehrer, Übersetzer, Briefschreiber im Dienst des Magistrats, aber auch gelegentlich im Auftrag vermöglicher Patrizierfamilien. Der Schreiber war zugleich auch *lesaere*, d.h. Vorleser von Briefen, wie er auftragsweise für jedermann Antwortschreiben verfaßte. Damit kam die schriftliche Kommunikation auch trotz analphabetischer Benutzer zustande.

Der Kanzleibrief war geschäftlich und wurde der Urkunde gleich geachtet. Für Kanzleischreiber fielen Urkunde und Brief unter den Begriff „geschäftliche Schreiben“ zusammen. Der damalige Brief bedeutete überhaupt überwiegend Urkunde, weil nicht nur seine Form, sondern auch sein Inhalt schwer von der Urkunde zu unterscheiden sind. Themen der amtlichen Briefe waren beispielsweise Krieg, Königswahl, Verhandlungen, Geldgeschäfte oder auch Warnung. Registrierte eine Stadt ein Dorf, so konnte sie das in der Urkunden- oder Briefform tun, was Beweis für die Flüssigkeit der Grenze zwischen den beiden ist.

Schon im 15. Jh. hat sich ein ganz besonderer, höchst langwieriger Kanzleistil ausgebildet, der sich rapide in großer Anzahl von Dokumenten festigte. Aus den schon recht langen Sätzen wurden gegen Ende des 15. Jh. wahre Monstra. Durch Formulierungen wie: *dem allen nach, diesweil, als als und wiewohl, wie dann* u.ä. wurden unzählige Nebensätze ineinander verkoppelt. Aus dem einfach Positiven wird das doppelt Negative gemacht. Man schrieb nicht *und*, sondern lieber: *nicht nur sondern auch*. Statt beispielsweise *jemand weiß* schrieb man: *Mir zweifelt nicht, daß Eure Gnaden wissen*.<sup>27</sup> Es war den Leuten in der Kanzlei gar nicht mehr möglich, die Dinge einfach und schlicht auszudrücken.

Die mittelalterlichen Schreiber benutzten neben den Briefstellern auch andere Nachschlagewerke. Eines der erfolgreichsten Werke zur lateinisch-deutschen Sprachverwendung, auch in Selbststudien, war der im 15. Jh. in 280 Handschriften überlieferte *Vocabularius ex quo*, der bis 1505 48mal gedruckt erschien.<sup>28</sup>

<sup>26</sup> I. Hlavacek, *Das Urkunden- und Kanzleiwesen des böhmischen und römischen Königs Wenzel IV.* (MGH Schriften), München 1970, S. 26.

<sup>27</sup> G. Steinhausen, *op. cit.*, S. 22.

<sup>28</sup> K. Grobmüller, *Vocabularius ex quo. Untersuchungen zu lateinisch-deutschen Vocabularien des Mittelalters*, München 1967, S. 8.

Im süd- und mitteldeutschen Gebiet begann im Spätmittelalter ein sprachlicher Ausgleichprozeß, der die neuhochdeutsche Schrift- und Hochsprache verbreitete. Diese Entwicklung konnte bisher nur im Bereich der Kanzleisprache und damit auch Geschäftssprache beobachtet werden. Wichtige Spracherscheinungen der Zeit sind: Diphthongierung und der umgekehrte Prozeß, Monophthongierung von manchen mittelhochdeutschen Vokalen.<sup>29</sup>

Was die Kanzleien der Herrscher betrifft, sind die Kanzlei Ludwig des Bayern und die Prager Kanzlei Karls IV. zu erwähnen. Zur Regierungszeit Ludwig des Bayern übte die kaiserliche Kanzlei keinen besonderen Einfluß auf die Normierung der mittelalterlichen Schrift- und Hochsprache aus. Interessant ist aber der Grund dafür: Sie war deswegen dafür nicht geeignet, weil in ihr nicht nur Bayern, sondern auch viele Angehörige anderer Dialektgebiete arbeiteten, die sich bei der Ausfertigung der Urkunden unbedenklich ihrer verschiedenen Heimatmundarten bedienten. Aber damals, wie schon früher, wurden zahlreiche Dokumente nicht in der Sprache der Beamten abgefaßt, sondern im Dialekt des Empfängers. So konnten die Urkunden durch den Kaiser ohne sprachliche Neuredigierung bestätigt werden.

Ein Beispiel für die gepflegte Kanleitradition ist die Prager Kanzlei Karls IV., die ein Vorbild der Schriftspracheentwicklung darstellte. Unter dem Einfluß des italienischen Frühhumanismus trat das rhetorische Element stark in den Vordergrund. Der Kaiser selbst und seine Beamten waren eifrige Anhänger der humanistischen Ideen. Seit der 2. Hälfte des 14. Jh. wurde die Entwicklung der Briefkunst besonders stark von den reformerischen Werken Johanns von Neumark, dem langjährigen Leiter der Hofkanzlei bestimmt. Zu seiner Zeit war die Reform des dortigen Kanzleiwesens im Gange. Zu ihr gehörte die Entwicklung und Normierung einer überregional verständlichen Kanzleisprache und unter Einfluß von Petrarca's Briefen, auch die Einführung rhetorischer Prinzipien in die deutsche Kanzleisprache.<sup>30</sup> Wie Petrarca verstand er die Rhetorik — *ars movendi* — als „Kunst, seelische Bewegungen hervorzubringen“ und als eine „Macht, die Dinge bewegt.“<sup>31</sup> Die deutsche Sprache *nobilis illis, linquae germanicae* wurde zwar immer höher geschätzt, aber sogar wenn deutsch geschrieben wurde, wurde nicht auf lateinische Elemente verzichtet. Der Prager Frühhumanismus blieb jedoch in der Sprachgeschichte nur ein Zwischenspiel.

Aus dem oben gesagten geht hervor, daß die mittelalterlichen Kanzleien zu einem administrativen Mittelpunkt wurden. Aufgrund der schnell steigenden Schriftlichkeit in den Kanzleien gelten das 14. und 15. Jh. als „Akteneitalter“.<sup>32</sup>

<sup>29</sup> P. von Polenz, *Geschichte der deutschen Sprache*, Berlin–New York 1978, S. 72.

<sup>30</sup> Id., *Deutsche Sprachgeschichte*, . . . , S. 74.

<sup>31</sup> J. Klapper, *Johann von Neumarkt, Bischof und Kanzler*, Berlin 1964, S. 66.

<sup>32</sup> H. D. Heimann, *op. cit.*, S. 190.

Die Entwicklung der Verwaltung auf kirchlicher, königlicher und landesherrschlicher Ebene verlief mit unterschiedlichem Tempo. Im Vergleich zu den schon seit dem 11. Jh. hoch entwickelten kirchlichen Kanzleien, blieben königliche und landesherrschliche deutlich zurück. Überall ist aber das Lateinische die Sprache der amtlichen Briefe. Für manche Schreiber war es noch am Ende des 15. Jh. üblich, lateinische Floskeln in die Briefe einzuschließen.<sup>33</sup>

### BRIEFSTELLER

Die Briefschreiblehre ist ebenso alt wie das Briefschreiben selbst. Seit es den Brief als Kommunikationsmittel gibt, besteht das Bedürfnis, die Fähigkeit zu überliefern, ihn zu schreiben. Zu diesem Zweck stellte man Musterbriefsammlungen zusammen, die Grundlage für das Abfassen von Briefen in den Kanzleien aber auch in den Schulen im Unterricht waren. Die Mustersammlungen wurden Briefsteller genannt. Nach Wolfgang Müller steht die Bezeichnung für „eine schriftliche Anleitung zum Schreiben formgerechter Briefe, die von allgemeinen Ratschlägen und Regeln bis zu Musterbriefen für alle üblichen Schreibenlässe reicht.“<sup>34</sup> Aufgekommen ist die Gattung wohl im hellenistischen Ägypten des 2. bis 1. Jh. vor Christus.

Im frühen Mittelalter wurde die päpstliche Kanzlei das einflußreichste Zentrum vorbildlichen Briefschreibens. Vor allem nach dem Beispiel der Cassiodorschen Sammlung, die um 538 nach Christus entstanden ist, wurden immer zahlreichere Sammlungen von Briefen- und Urkundenmustern zusammengestellt. Seit der ersten Hälfte des 12. Jh. befaßte man sich mit den Briefen auch theoretisch. Vorbild dafür war *Præcepte dictaminum* (1115) des Bolognesers Adalbertus Samaritanus, des Begründers der *ars dictandi*. Allmählich wurde das Hauptgewicht mehr auf die rhetorische Seite gelegt.

Diese Lehre, die auf der Basis der Briefsammlungen seit dieser Zeit in Italien gelehrt wurde, gelangte noch im 12. Jh. nach Frankreich und England, dann auch nach Deutschland. Im deutschen Sprachraum wurden erst im 13. Jh. mehrere bedeutende Werke *ars dictandi* geschrieben.

Seit etwa 1450 wurden die Briefsteller als sog. Formular- und Rhetorikbücher zuerst handschriftlich, dann gedruckt immer stärker verbreitet. Dabei wurde das Ulmer *Formulari* des Johann Zainer aus dem Jahre 1479 besonders bekannt. Das Werk diente als Vorlage für alle späteren, bis weit ins 16. Jh. hinein gedruckten

<sup>33</sup> G. Steinhausen. *op. cit.*, S. 28.

<sup>34</sup> W. Müller, *Brief*, [in:] G. Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Tübingen 1996, S. 68.

Kanzleibücher.<sup>35</sup> Die mittelalterlichen Briefsteller enthielten Anweisungen zum Schreiben von formellen Briefen mit urkundlichem oder amtlichem Charakter, was für das damalige öffentliche Leben notwendig war. Sie wurden auf Latein verfaßt, wie es in den Klöstern und Domschulen gelehrt wurde. Erst im 14. Jh. gewann das Deutsche als amtlich verwendete Sprache an Bedeutung, als auch Laien die Briefschreibkunst lernten.

Erst im 15. Jh. wurden die lateinischen Briefsammlungen immer häufiger durch lateinisch-deutsche und endlich durch rein deutsche verdrängt. Zuerst waren in den lateinischen Werken nur Muster, Formel und Titel deutsch, oder sie wurden in den beiden Sprachen nebeneinander gestellt. Was Inhalt und Analoge betrifft, waren die deutschen Schriftsteller ganz von den lateinischen abhängig und einander ähnlich. Einer schreibt vom anderen ab oder fertigt Auszüge.

Sie fanden ihre Anwendung in Kanzleien und auch in vielen deutschen Schreibschulen, die in größeren Orten aufgekommen sind. Sie dienten dort dem künftigen Personal der städtischen und höfischen Kanzleien zu lernen, Briefe und Urkunden abzufassen.

#### AUFBAU DES BRIEFES

Ein wichtiger Teil der Briefsteller war die Theorie des Briefes. Der Brief, der oft mit einem wohlgestalteten Leibe verglichen wurde,<sup>36</sup> wurde genau in 5 Teile zerlegt:

— *salutio* — Begrüßung,

— *exordium* manchmal mit *captatio benevolentiae* — Werben um die Gunst des Lesers,

— *narratio* — Darlegung des Sachverhaltes,

— *petitio* — Bitte, Klage oder Bewerbung,

— *conclusio* — Abschluß.

Unter Weglassung von *exordium* allein oder zusätzlich *petitio* war der Brief auf 4 oder 3 Teile reduzierbar.

Äußerst ausführlich wurden in den Briefen zwei Teile: *salutio* und *exordium* beschrieben.

Eine sehr wichtige Angelegenheit war die Reihenfolge beim Anfangsgruß. Im Mittelalter spielten die Standesfragen überall eine große Rolle und machten auch aus der Reihenfolge beim Gruß ein schwieriges Problem, das mitunter hochpolitisch wurde. Im allgemeinen setzte der Höherstehende seinen Namen vor den des Adressaten, der rangniedrigere Mensch den seinigen dahinter. Doch gab

<sup>35</sup> G. Steinhausen, *op. cit.*, S. 101.

<sup>36</sup> W. Müller, *op. cit.*, S. 69.

es häufig Zweifel darüber, wer der Ranghöhere und wer der Rangniedrigere war. So haben sich viele Päpste selbst in ihren Briefen als *servus servorum Dei*, als den Knecht der Knechte Gottes titulierte. Sie legten aber meist großen Wert darauf, die Grußformel mit ihrem Namen zu beginnen.<sup>37</sup> Es gab auch ganz bestimmte Gepflogenheiten darüber, wie weit man in der Herzlichkeit des Grußes zu gehen hatte. Feinde, aber auch unehrenhafte Leute und Juden wurden, den allgemeinen Regeln entsprechend, überhaupt nicht begrüßt.<sup>38</sup>

Wie eine Erfrischung inmitten der formelhaften Starrheit der meisten mittelalterlichen Briefe wirkt eine Formulierung, die keinem Briefsteller entlehnt wurde. So begann um 1300 ein französischer König seinen Brief an einen der bedeutendsten Päpste: *Philipus, von Gottes Gnaden französischer König, dem Bonifatius, der sich als Papst gebärdet, einen mäßigen Gruß oder gar keinen.*<sup>39</sup>

Der Gruß und die Anrede wurden nicht über den Text geschrieben und auf andere Weise vom eigentlichen Text getrennt.

Der nächste Teil, *exordium*, erklärt den Grund zum Schreiben und ist gewöhnlich mit einer *captatio benevolentiae* verbunden. Oft wurde ein allgemeiner Satz, eine Wahrheit an die Spitze gestellt, die sich auch auf den Zweck des Schreibens bezog.

Der ohnehin schon konventionelle Brief wurde dank den Briefschreibern zum einfach ausfüllbaren Formular, wobei man für die einzelnen Teile ganz bestimmte Wendungen, unzählige Muster und Einleitungswörtchen aufgelistet hatte. Den Hauptinhalt der Briefsteller bildeten Muster von juristisch-geschäftlichen Formularen, Kaufbriefen, Schuldbriefen und auch Testamenten.

#### TITULIERUNG

Einen weiteren Raum in Briefstellern nahmen Titel ein. Bis ins Einzelste wurden dort Titel spezialisiert: wie soll z.B. ein Doktor vom alten Adel, wie ein Edelmann, der ein Amt bekleidet usw. titulierte werden. In Einzelheiten der Titulierung richtete man sich nach drei Ständen: dem geistlichen, dem weltlichen und dem gelehrten mit jeweils drei Graden: dem oberen, mittleren und niederen. Nach dieser Typologie richteten sich ehrende Adjektive, die den Titeln hinzugefügt werden mußten. Kaiser und Könige wurden z.B. „allerdurchlauchtig und großmächtigst“, Äbte und Pfarrer „ehrwürdig“, Frauen „ehrbar“ titulierte.<sup>40</sup>

<sup>37</sup> W. Büngel, *op. cit.*, S. 37.

<sup>38</sup> G. Steinhausen, *op. cit.*, S. 40.

<sup>39</sup> *Ibid.*, S. 43.

<sup>40</sup> Vergl. A. Butow, *Die Entwicklung der mittelalterlichen Briefsteller bis zur Mitte des 12. Jh.*, Greifswald 1908, S. 67.

Charakteristisch für mittelalterliche Briefe waren auch Zusätze zu Namen und Titeln. Schreibt ein Fürst an eine Stadt, so setzt er „unsern lieben und besonderen Freunden“ hinzu. Die Städte untereinander schrieben dagegen „unsern guten Freunden“. Solche Zusätze wurden zum großen Teil reine Gewohnheit und hatten nicht rein persönlichen Charakter.

Schriftsteller gaben auch Hinweise über den Stil des Briefes und schlugen die Anwendung von Synonymen und rhetorischen Figuren, darunter vor allem *repetitio* und *mutatio*, vor.

In den Briefstellern wurden auch die einzelnen Briefarten systematisiert: Beschreibungs-, Benachrichtigungs-, Glückwunsch-, Trost-, Dank- oder Freundschaftsschreiben, Einladungs-, Abschieds-, Lob-, Straf-, Vermahnungs-, Befehls-, Verweis- und Bittschreiben.

#### ÄUSSERE MERKMALE

Das Äußere des Briefes hat sich im Laufe der ganzen Epoche wenig verändert. Im Mittelalter trat jedoch eine wesentliche Veränderung ein: das Pergament wurde allmählich durch das Papier verdrängt.

Der Brief wurde immer auf einem einfachen Blatt geschrieben, dessen Format aber unterschiedlich war. Im 15. Jh. wurde immer mehr das sog. Folio als das offizielle Format angesehen. Für den Privatverkehr des 15. Jh. war das sog. Quartblatt das beliebteste, das kleiner als das Folio war. Das Blatt wurde gewöhnlich — anders als heute — im Querformat beschrieben. Der fertige Brief wurde zu einem länglichen Viereck zusammengefaltet.

Im Mittelalter sind die Schreibtäfelchen, die in der Antike so beliebt waren, ganz verschwunden. Im Frühmittelalter wurde das teure, aus Tierhäuten hergestellte Pergament das häufigste Schreibmaterial, was zweifellos den Umfang des Briefverkehrs nicht gefördert hat.

Das Papier war in der Herstellung 4 bis 10mal billiger als Pergament. Es ermöglichte auch beliebige Planung der Buchformate. Die von den Chinesen erfundene Herstellung von Papier gelangte im 8. Jh. zu den Arabern. Seit dem 12. Jh. wurde in Südeuropa arabisches Papier importiert. Die ersten europäischen Papiermühlen gab es in Italien, bald nach 1400 in einigen deutschen Städten. Weiterhin wurden aber große Mengen Papier aus Italien eingeführt.<sup>41</sup> Die ersten auf Papier geschriebenen Texte dienten vor allem dem alltäglichen Gebrauch: Briefe, Rechnungsbücher, Kaufmannsberichte, Gerichtsprotokolle u.a. Das Papier wurde seit dem 14. Jh. fast einzig zum Briefschreiben verwendet.

<sup>41</sup> P. von Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte...*, S. 117.

Doch verlor das Pergament nicht ganz seine Bedeutung, wenigstens nicht im offiziellen Verkehr. Der Staufer Friedrich II. hat den Gebrauch von Papier für Urkunden verboten, und die deutschen Hansestädte haben sogar im 16. Jh. ihre amtlichen Schreiben oft auf Pergament verfaßt. Immer wieder wurde das Pergament als besonders vornehm angesehen.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Briefe jener Zeit waren Zettel und Nachschriften.<sup>42</sup> Schon früh wurde gepflegt, einem Brief einen kleinen Zettel anzuhängen, wenn man eine Nachricht zu erwähnen vergessen hatte oder wenn man etwas noch einmal betonen oder hervorheben wollte. Sie enthielten wichtige Informationen, oft sogar wichtigere als der Brief selbst. Dem selben Zweck dienten auch Nachschriften, die in kurzen Sätzen links neben der Unterschrift oder unter dem Brief geschrieben wurden. Deswegen wurde die Nachschrift schon damals als *Postscriptum* bezeichnet. Manchmal besaß ein Brief sowohl eine Nachschrift als auch einen oder mehrere Zettel.

Zu den äußeren Merkmalen des Briefes gehörte auch die Schrift, die heutzutage ein Beweis für die Echtheit des Briefes ist. Im Mittelalter kam dieses Kriterium nur beschränkt in Betracht, weil damals die Schreiben vielfach diktiert wurden. Manchmal überließ der Absender sogar die Formulierung einem Gehilfen.

Ein Beweis für die Echtheit ist die sog. *scriptio*, die eigentlich nicht eine Unterschrift im modernen Sinne war, sondern ein Segenwunsch, eine Schlußformel, die der Verfasser — soweit er schreibkundig war — eigenhändig hinzufügte, nachdem er alles übrige diktiert hatte. Aber es gibt auch Beweise, daß *scriptio* verfälscht wurde.

Eine große Bedeutung kam dem Siegel zu. In karolingischen Zeiten wurde der Brief mehrfach gefaltet, dann mit einem Siegel umgürtet und die Schnur mit einem Siegel zusammengefaltet. Diese Methode hatte den Nachteil: Jeder Unbefugte, dem die Botschaft in die Hände fiel, konnte die Umschnürung abstreifen und nach der Lektüre wieder so befestigen, als ob der Brief nicht gelesen wäre.<sup>43</sup> Wegen der größeren Sicherheit setzte sich im Hochmittelalter eine andere Methode durch: Der fertige Brief wurde gefaltet, mehrere Löcher wurden hineingestochen, und ein oder mehrere Pergamentstreifen hindurchgezogen und dann mit einem Siegel geschlossen.

Neben den verschlossenen gab es auch offene besiegelte Briefe. War der Brief offen, so diente das Siegel der Beglaubigung, wurde er verschlossen, so bedeutete es, daß das Geheimnis unberührt blieb. Im Extremfall wurden offene Briefe übermittelt, die aus einem bloßen Blatt ohne Begleittext und dem Siegel

---

<sup>42</sup> G. Steinhausen, *op. cit.*, S. 29.

<sup>43</sup> *Ibid.*, S. 157.

bestanden. Sie waren Zeichen der Autorität und sollten Gehör werschaffen oder ermächtigten ihren Träger zu gewissen Anordnungen.<sup>44</sup>

Die Geistlichen maßen den Siegeln eine besondere Bedeutung bei. Schon seit dem 8. Jh. benutzten Äbte ihre Siegel. In den Kreisen der höheren Geistlichen galt es geradezu als unhöflich, seine Korrespondenz ohne Siegel abzuschicken. Hatte man das eigene nicht zur Hand, so wurde unter Umständen ein Nachbar gebeten, das seine darauf zu drücken. Der niedere Klerus und die Laien besaßen oft kein Siegel, zumal sie nur selten Briefe schrieben.<sup>45</sup>

Weitere Echtheitsmerkmale, die jedoch nicht so populär wie die schon erwähnten waren, sind unterschiedliche Zeichen und zu denen beispielsweise ein Teil der vom Adressaten gebrochenen Münze, der von dem Boten mitgebracht wurde, oder ein Ring gehörten. Die Echtheit des Schreibens bekundeten Zeichen und Figuren, mit denen der Schreiber die Vorder- oder Rückseite des Blattes ausschmückte. Lag ihnen eine Verabredung zugrunde, so konnte der Empfänger daran den Absender erkennen.<sup>46</sup>

#### INNERE MERKMALE

Geheimschriften, die zu den inneren aber auch den äußeren Merkmalen gerechnet werden, waren im Mittelalter besonders populär. Die Methode setzte eine vorherige Absprache voraus, denn, um den Text verständlich zu machen, der Empfänger mußte den Code kennen. Nicht alle Geheimschriften waren in gleicher Weise geeignet, ein Geheimnis zu hüten, da mehrere von ihnen ziemlich verbreitet waren.

Eine gewisse Verwandtschaft zur Kryptographie stellten die sog. *Litterae Formatae* dar, die eine Art Empfehlungsschreiben oder Reisepaß für Geistliche waren. Sie zeichneten sich dadurch aus, daß in einem komplizierten Verfahren bestimmte Buchstaben aus den Namen des Ausstellers und des Empfängers griechisch geschrieben wurden, dann in ihrem griechischen Zahlenwert addiert und die gewonnene Summe am Schluß des Briefes angegeben wurde. Seitdem das Rezept in den Schriftstellern allgemein bekannt war, wurde die Echtheit solcher Briefe oft in Frage gestellt.<sup>47</sup>

Auch der Still des Briefes gehört zu den inneren Merkmalen. Der individuelle Stil des Autors war sehr schwierig zu erfassen. Fast immer stand die Frage offen, ob der Brief nur diktiert oder vom Schreiber im Auftrag des Herrschers auch

<sup>44</sup> H. Hoffmann, *Zur mittelalterlichen Brieftechnik*, Münster 1964, S. 159.

<sup>45</sup> C. Erdmann, *Studien zur Briefliteratur Deutschlands im 11. Jh.*, Leipzig 1952, S. 190.

<sup>46</sup> H. Hoffmann, *op. cit.*, S. 162.

<sup>47</sup> C. Erdmann, *op. cit.*, S. 184.

formuliert wurde. Es war sicherer, den Inhalt des Briefes unverkennbar auszugestalten, denn ungewöhnliche und anstößige Behauptungen und Forderungen konnten leicht Verdacht des Adressaten erregen. So beschreibt Erdmann, daß Papst Stefan V. einem Brief Karls III. mißtraute, weil angeblich der Kaiser Unmögliches verlangte.<sup>48</sup>

In vielen Fällen ist eine sachdienliche Mitteilung oder eine wichtige Äußerung ein Merkmal gewesen, das der Verfasser zeichnete, um den Brief zu beglaubigen. Zu dem Zweck wurden in Briefen gemeinsame Erlebnisse erwähnt, die möglichst nur dem Absender und seinem Adressaten bekannt waren.

Die inneren Echtheitsmerkmale dienten als Aushilfe, wenn z.B. das Siegel nicht greifbar war. Auch die Sprache kann unter Umständen für oder gegen die Echtheit eines Schriftstückes zeugen. Die betrachteten Echtheitsmerkmale waren gewiß von unterschiedlichem Wert. Beschreibstoff, Münze, Ring und Zeichen haben selten eine Rolle gespielt. Auch auf den Stil oder eine Geheimschrift setzte man nicht oft seine Hoffnung. Dagegen verließ man sich im allgemeinen auf den Boten, das Siegel oder eine bestimmte Mitteilung, die im Idealfall nur vom jeweiligen Absender kommen konnte.<sup>49</sup>

#### BEFÖRDERUNG DES BRIEFES

Die Nachrichtenübermittlung war im Mittelalter umständlich oder gar mit Gefahren verbunden, so daß „man oft ein und denselben Brief gleich mehrmals abschickte, damit wenigsten ein Exemplar in die Hände des Empfängers kam.“<sup>50</sup> Ludwig Kalmus stellt ihre Anfänge dar: „Man gab Briefe Personen mit, die zufällig an den Bestimmungsort reisten und die den Brief aus Gefälligkeit für den Briefschreiber oder Briefempfänger mitnahmen. Reisende, Pilger, fahrende Leute, herumziehende Bettelmönche und andere, im ganzen also das Publikum der mittelalterlichen Straßen, waren Träger der Episteln, die in holpriger Sprache zumeist lateinisch [...] abgefaßt waren. [...] Die Briefbeförderung war noch recht billig, da für sie als Gefälligkeit kein Entgelt gefordert werden konnte. Besondere Ansprüche auf Beförderungsgeschwindigkeit wurden dabei zumeist nicht gestellt.“<sup>51</sup>

Der Schritt vom Gelegenheitsboten zum Berufsboten war schon früh getan worden. Bereits in der Antike gab es Postboten in Anstellung bei Privatpersonen

<sup>48</sup> H. Hoffmann, *op. cit.*, S. 158.

<sup>49</sup> *Ibid.*, S. 158.

<sup>50</sup> *Ibid.*, S. 149.

<sup>51</sup> L. Kalmus, *Weltgeschichte der Post mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachgebietes*, Wien 1937, S. 46.

und Privatbriefe wurden zumeist von Sklaven befördert. Die professionellen Boten der römischen Staatpost (*statores*) beförderten amtliche Sendungen auf dem sog. *cursus publicus*. Das war ein vom Kaiser Augustus eingerichteter Transportweg mit festen Stationen, wo Wagen und Zugtiere auf Kosten der Provinzialbevölkerung bereitstanden. Die Stationen hießen *posita statio*, woraus sich später das Wort „Post“ entwickelte.

An den Grundzügen hat sich im frühen Mittelalter nichts geändert, abgesehen vom Verfall der römischen Straßen und dem Zusammenbruch der zentralen Botenorganisation. Ritter benutzten ihre Knappen als Boten, Äbte ihre Mönche, Fürsten ihre Vertrauten. Es gibt jedoch einen wesentlichen Unterschied im Vergleich zur Antike: die Kirche, die Universitäten, die Städte, die religiösen Orden besaßen ihre eigene Botenanstalten, die ohne Verbindung miteinander arbeiteten.

#### BEFÖRDERUNG DER KIRCHLICHEN KORRESPONDENZ

Der Brief fungierte zunächst als spezifisches Medium der Kirche. Die Gesamtkommunikation innerhalb der Kirche bestand zu einem wesentlichen Teil aus Briefen. Der Briefverkehr stieg, je mehr das Papsttum zentralisiert wurde. Zusätzlich ließ „die Kurie Bischöfe regelmäßig zum Besuch nach Rom kommen und entsandte selbst bevollmächtigte Nuntien zu den Ortskirchen, die Entscheidungen des Papstes überbringen und sich über das Leben von Laien und Klerikern informieren sollten“.<sup>52</sup> Päpstliche Dekrete und Bullen hatten die Briefform und waren ausschließlich lateinisch geschrieben.

Auch die mittelalterlichen Klöster hatten ein eigenes ausgebildetes Boten- und Briefaustauschsystem. Karl Sautter erläutert: „Der von den Klosterboten vermittelte Nachrichtenverkehr hatte die Form des geschlossenen Briefs, selten einer mündlichen Mitteilung. Obwohl der Botendienst an sich nicht für die Zwecke der Allgemeinheit bestimmt war, haben die Klosterboten auf ihren Wanderungen auch Briefe privater Absender mitbefördert. Im großen Umfang geschah dies zu jener Zeit durch sog. Bettelmönche, die auf ihren oft weiten Wanderungen Gaben für ihr Kloster einsammelten und daneben einen Briefsack für die Beförderung amtlicher und privater Sendungen mitführten.“<sup>53</sup> Noch nach der Mitte des 15. Jh. kamen Mönche als Briefboten vor.

<sup>52</sup> W. Faulstich, *Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter 800–1400*, Göttingen 1996, S. 262.

<sup>53</sup> K. Sautter, *Die Post im Leben der Völker im Wandel der Zeit*, München 1950, S. 119.

## BEFÖRDERUNG DER KORRESPONDENZ VON UNIVERSITÄTEN

Ähnlich wie bei den Klöstern entwickelte sich auch die Kommunikation unter den Universitäten. Da fast jede Universität nur eine wissenschaftliche Disziplin vertrat, war die Verbindung untereinander besonders bedeutsam. Entsprechend entstand hier auch ein ausgeprägtes Botenwesen. Die Universität in Paris, deren Post kraftvoll bis in die zweite Hälfte des 15. Jh. blühte, spielte eine führende Rolle.<sup>54</sup> Bei Neugründungen wie z.B. in Bologna 1158, Toulouse 1233 oder Lissabon 1290 wurden die Boten jeweils ausdrücklich erwähnt. Es gab dabei Bei- oder Kleinboten, wie auch Haupt- oder Großboten, die mit besonderen Privilegien ausgestattet wurden, wie der Befreiung von Zollabgaben und Steuern.

## BEFÖRDERUNG DER KORRESPONDENZ BEIM DEUTSCHEN ORDEN

Erste Umriss der heutigen Post zeichneten sich in den Postanstalten der deutschen Ordensritter ab. Schon 1380 hatten sie in Marienburg eine Postanstalt, die mit allen Ordenshäusern in regelmäßiger Botenverbindung stand. Dabei gab es „Bryffjongen“, d.h. Postillone, speziell zur Beförderung von Briefen, die im leinenen „Bryffsack“ verwahrt wurden. Die „Jongen“ waren nicht gewöhnliche Bediente oder Knechte, sondern meist von Adel.

Die Organisation der Briefbeförderung war systematisch und ordentlich. Davon zeugt das folgende Zitat: „Die Briefe wurden in ein Buch eingeschrieben, jeder mit einer Nummer nach der Reihenfolge bezeichnet und neben der Adresse eines jeden die Zeit der Aufgabe und des Abgangs, wom Ordenshause genau bemerkt.“<sup>55</sup> Zur Kontrolle der Boten wurden nicht nur im deutschen Ordenskreis auf der Außenseite auch Vermerke über den Aufenthalt des Boten auf Zwischenstationen gemacht.<sup>56</sup>

## BEFÖRDERUNG DER KORRESPONDENZ VON HERRSCHERN

Der weltliche Brief der mittelalterlichen Herrscher hatte vorwiegend eine juristische Bedeutung, etwa wenn er Rechte gewährte oder bestätigte. Die steigende Rolle dieses Mediums hatte es zu Folge, daß die Boten genau ausgesucht wurden.

---

<sup>54</sup> F. Ilwof, *Das Postwesen in seiner Entwicklung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart*, Graz 1880, S. 22.

<sup>55</sup> K. Sautter, *op. cit.*, S. 121.

<sup>56</sup> G. Steinhausen, *op. cit.*, S. 101.

Die früh- und hochmittelalterlichen Könige und Fürsten verfügten über Boten, sog. „Missi“, die oft im Zuge der Lehnspflichtigkeit eingesetzte Diener waren.

Nach den römischen Vorbildern richteten die Frankenkönige auf einzelnen Straßen Stationen für den Personen- und Nachrichtenverkehr ein. Besonders Karl der Große legte darauf Wert. Sein riesiges Reich konnte ohne einen starken amtlichen Schriftwechsel nicht regiert werden. Auf den alten Römerstraßen zogen Königsboten, um im Auftrage des Kaisers in allen Teilen und Marken des Reiches Recht zu sprechen und die Arbeit der Beamten zu kontrollieren. Sie berichteten davon auch brieflich an den Herrscher, und auf diese Weise bekamen sie auch seine Befehle.

Was die Zahl der Boten betrifft, die einzelne Könige besaßen, so verfügte das englische Königtum im 13. Jh. über 15 bis 45 Boten, das französische über 16.<sup>57</sup>

#### BEFÖRDERUNG DER KORRESPONDENZ VON STÄDTEN UND DEM BÜRGERTUM

Das städtische Botenwesen entwickelte sich offenbar schneller als im Bereich der Territorialherrschaften, denn Fürsten bedienten sich oftmals der städtischen Botendienste. Der Zusammenschluß der Handwerker zu Zünften und Innungen in den entstehenden Städten, der lebhafte Handel und die Messen förderten die Entwicklung des Botenwesens. Es entstanden Botenmeister der Städte, die vereidigt wurden und die Korrespondenz verlässlich überbrachten. Im 13. Jh. gab es regelmäßige Botenverbindungen zwischen Hamburg, Köln und Nürnberg, deren sich auch Bischöfe und Fürsten bedienten.

Seit der Mitte des 14. Jh. stand schon in den Städten ein flächendeckendes, nicht liniengebundenes Botenwesen zur Verfügung. Im 14. und 15. Jh. verfügten die Städte über zwischen 3 und 24 Boten pro Stadt.<sup>58</sup> Es bildeten sich Botenkorporationen heraus. In Spanien entwickelten sich Botengasthäuser, deren Besitzer (Hoste) vom königlichen Hofe oder der Stadtverwaltung zur Aufnahme der Boten verpflichtet waren, wofür sie dann besonderen Schutz genossen.

Auch der sich im 15. Jh. entwickelnde Privatverkehr benutzte die städtischen Boten. Der einzelne Bürger mußte sie dann aber entlohnen. Besonders Kaufleute mußten diese Kosten oft in Anspruch nehmen. Die Beförderung der kaufmännischen Briefe wurde durch den regen Handelsverkehr erleichtert, durch Kaufleute selbst, die bei Messen oder auf Reisen bequem Briefe übermitteln konnten.

Große Verdienste hatten dabei die Metzger, die ihre Schweine aus größerer Entfernung beschafften und im Süden Deutschlands absetzten. Sie bauten früh

<sup>57</sup> B. Schneidemüller, *Briefe und Boten im Mittelalter*, Berlin 1989, S. 18.

<sup>58</sup> *Ibid.*, S. 17.

entsprechende Beförderungsposten für Tiertransporte auf, die von städtischen Behörden zur Briefvermittlung benutzt und entsprechend unterstützt wurden. Die Metzger pflegten Ankunft und Abfahrt durch das Blasen mit Hörnern anzukündigen, woher die späteren Posthörner stammen.<sup>59</sup>

Im Laufe des Mittelalters benutzte der Bürgerstand weiterhin Mönche und Pilger zur Beförderung der Briefe. Deswegen mußte der Brief oft lange warten, bis sich die Gelegenheit bot, ihn zu befördern. Andererseits veranlaßte auch die Gelegenheit das Briefschreiben: Wenn man gehört hatte, ein Bote gehe zu einem konkreten Ort, so wurde eilig ein Brief geschrieben. Man suchte sich auch zu helfen, daß man einem Briefe andere, auch fremde, beilegte, mit der Bitte, sie weiter an den Empfänger zu befördern.

#### BOTEN

Unsichere Umstände der Briefbeförderung begünstigten den Betrug. Es mangelt nicht an Berichten über gefälschte Briefe. Deswegen wurde im Mittelalter nicht jedes beschriebene Stück Pergament oder Papier leichtgläubig hingenommen. Aus diesem Grund war die Wahl eines geeigneten Boten so wichtig. Hartmut Hoffmann erläutert: „Das wichtigste am Brief war im Mittelalter der Bote. [...] Oft genug stand in dem Brief bloß nebensächliches, während die Hauptsache dem Überbringer mündlich anvertraut worden war.“ Daß man ihm so viel Gewicht beimaß, hatte einige Gründe: Zunächst die weit verbreitete Schriftlosigkeit und überhaupt die Schwierigkeit, die lateinische Sprache zu bedenken. Dazu konnte den Boten „auf den unsicheren Straßen mancherlei passieren, der Brief weggenommen und von Unbefugten gelesen werden [...]. Eine mündliche Botschaft war solcher Gefährdung nicht ausgesetzt — sofern man nur den richtigen Mann damit beauftragt hatte.“<sup>60</sup> Im politischen Briefverkehr wurde versucht, sich dadurch zu sichern, daß dem Boten mündlicher Auftrag gegeben wurde und das Schreiben diente nur als Beglaubigung. Eine mündliche Nachricht kam so oft vor, weil der Bote nicht selten ein Freund oder Vertrauensmann war und mehr erzählen konnte als der Briefschreiber schreiben.

Man nahm bestimmte Leute für diesen Dienst an. In den Städten mußten sie den Boteneid leisten. Dadurch wurden sie durch die Obrigkeit zum Schweigen über ihr Wissen gegenüber Dritten verpflichtet. In demselben Eid wurden sie aber auch aufgefordert, Gerüchte und kritische Stimmen gegen die Herrschaft zu registrieren und der Obrigkeit mitzuteilen. Der Dienst war ein städtisches Amt. Der Bote war jedoch nicht rechtlich geschützt und man wurde sich der

<sup>59</sup> F. Ilwof, *op. cit.*, S. 31.

<sup>60</sup> H. Hoffmann, *op. cit.*, S. 145.

Unsicherheit des Briefverkehrs bewußt. Zu seinem Schutz hatte er oft nur einen langen Speiß mit sich.<sup>61</sup>

Die Briefbeförderung erfolgte im frühen Mittelalter meist zu Fuß, selten zu Schiff, und erst später zu Pferd. Deswegen wurden unter den eigentlichen Boten reitende, die bei eiligen und wichtigen Geschäften, bei Geldsendungen gebraucht wurden, und laufende Boten unterschieden. Außerdem gab es auch Expresßboten, die bei äußerst wichtigen Angelegenheiten benutzt wurden. Wenn die Antwort erforderlich war, so brachte sie derselbe zurück. Neben den freien Boten, die ihre Dienst im Prinzip jedermann anboten, gab es in den Städten spezielle Ratsboten, die sich in Boteneiden der Obrigkeit verpflichten mußten. In Kriegszeiten wurden auch Krieger als Boten benutzt. Die spezifische Berufsbezeichnung Briefträger kam erst im 14. Jh. in Gebrauch. Die Beförderungsgeschwindigkeit für die Nachrichten war naturgemäß von solchen Faktoren wie die Beschaffenheit der Straßen und der Landschaft, klimatische und auch politische Bedingungen abhängig. Man kann grob schätzen, daß ein laufender Bote bis zu 30 km pro Tag, ein reitender über 50 km, ein Expresßbote sogar bis zu 100 km bewältigen konnte.<sup>62</sup> Die Briefe trugen sie in Büchsen, in silbernen, Kapseln und in Taschen.

Hoch waren die Ausgaben der Städte und den Fürsten für den immer steigenden Briefverkehr. Zu den Ausgaben trugen nicht nur die Botenlöhne bei, sondern auch Kosten des Aufenthalts in fremden Orten und auch Löhne und Geschenke für auswärtige Boten. Um Mißverständnisse vorzubeugen, wurde am Schluß des Schreibens bemerkt, ob man den Boten schon bezahlt hatte.

#### BRIEFARTEN IM MITTELALTER

##### *Kaufmännischer Brief*

Das wachsende Bedürfnis der Kaufleute nach brieflichen Mitteilungen und nach schriftlich abgesicherter Festlegung hatte vor allem eine ökonomische Ursache, nämlich den Warenverkehr und Fernhandel. Schon seit den Kreuzzügen waren große oberitalienische See- und Handelsstädte Zentren des Warenverkehrs. Der dafür erforderliche kaufmännische Briefverkehr wurde seit dem 14. Jh. sogar zu „einer Art berufständischem Korrespondenzsystem ausgebaut“,<sup>63</sup> das zu einer frühen Form der Zeitung wurde. Die entsprechenden Briefe wurden damals „Boten“ genannt, weil sie eine Art Anhang mit Nachrichten hatten, die bald unter

<sup>61</sup> L. Kalmus, *op. cit.*, S. 47.

<sup>62</sup> B. Schneidermüller, *op. cit.*, S. 17.

<sup>63</sup> J. Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchung zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Berlin 1990, S. 28.

Interessierten zu zirkulieren begannen. Mit „New Zeitung“ waren jene Rubriken schon damals überschrieben.

Exportgeschäfte machten es notwendig, sich über politische Vorgänge in ferneren Ländern auf dem laufenden zu halten. Größere Handelshäuser ließen sich deshalb regelmäßig Korrespondentenberichte liefern: politische und wirtschaftliche Nachrichten, aber auch Hofklatsch, Berichte über einflußreiche Persönlichkeiten und lokale Sensationen.

Der umfangreiche Briefwechsel der hansischen Kaufmannsfamilie Veckinchusen ist eine Quelle aus dem deutschen Sprachraum, die das spätmittelalterliche Kaufmannsleben darstellt und vor allem seine mentale Seite verrät. In den Briefen wird die Härte des kaufmännischen Daseins dargestellt. Es werden solche Probleme thematisiert wie: Angst, die bei risikoreichen Termin- und Wechselgeschäften bis zur Panik führte; die Verzweiflung über geplatzte Wechsel; das Scheitern von vielversprechenden Aktionen, das Mißtrauen gegenüber den Partnern, selbst unter Brüdern. Enthüllt wird auch eine Fülle von typischen Verhaltensweisen, um den Bankrott zu verschleiern: gefälschte Abrechnungen, Verkauf von Waren unter dem Verkaufswert, Geschenke an vermögende Geschäftsfreunde und demonstrativer Konsum bei Familienfesten. Die Grundstimmung sind Sorge, Angst, Streß, Kummer über Mißerfolge, Krankheiten, ungeratene Söhne, untreue Geschäftspartner und rücksichtslose Bankiers. Typisch für diese Briefe ist „das Schwanken zwischen Hoffnung, Zuversicht, Gewinnerwartung auf der einen und Verzweiflung bis zur Todessehnsucht auf der anderen Seite. Moralische Bedenken findet man kaum. Die Frömmigkeit der Veckinchusen und ihrer Gesellschafter ist nur in äußeren Formen beibehalten wie beispielsweise eine häufige Anrufung Gottes und auch Wallfahrten — meist verbunden mit ohnehin nötigen Geschäftsreisen.“<sup>64</sup>

Die Veckinchusen-Briefe, teilweise auch private, liefern auch hervorragendes Material zum Thema Kindererziehung, die für die Formung kaufmännischer Mentalität entscheidend war. Die Voraussetzungen für die kaufmännische Ausbildung wurden seit dem 13. Jh. in den städtischen Schulen immer besser. Seit dem ausgehenden 14. Jh. nahmen auch Mädchen am Unterricht teil. Die Frauen der Brüder Veckinchusen konnten weder lesen noch schreiben, die Töchter bereits ganz gut. Diese Fähigkeit war mehr wert, als viele hundert Mark Mitgift. Im 14. Jh. gab es in Köln bereits von Frauen geführte Rechnungsbücher.

Ebenso wichtig wie Lesen und Schreiben war Erziehung zur Ordnung und Disziplin, die schon im Kinderalter begann. In vielen Briefen ermahnte Hildebrand Veckinchusen seine Frau, die Kinder in Zwang zu halten, damit sie etwas lernen.

Aus den Veckinchusen-Briefen geht hervor, daß Kaufleute in Anklang mit

---

<sup>64</sup> F. Irsinger, *Kaufmannsmentalität im Mittelalter*, Göttingen 1985, S. 69.

dem besonderen Normensystem lebten. Dem berufsbedingten Zwang zur Unmoral schufen sie den Ausgleich durch hohe Legate an Armen. Dieser Druck, vor allem der mit dem steigenden Alter wachsende Gewissensdruck, erklärt die Neigung zum Aussteigen, die Suche nach alternativen Lebensformen. Eines der beeindruckendsten Zeugnisse liefert 1512 das Testament des außerordentlich erfolgreichen Kölner Kaufmanns Johann Rinck. „Da sich der kaufmännische Beruf ohne Sünde nicht betreiben läßt, verbot er seinen beiden Söhnen den Eintritt in diesen Beruf.“<sup>65</sup>

#### RUNDBRIEF

Im Mittelalter entstanden viele Rundbriefe, die auch als offene Briefe bezeichnet wurden. Sie hatten zum Ziel „der Öffentlichkeit eine Tatsache zu explizieren. Die Rundbriefe wurden häufig durch Wanderprediger und Vaganten, durch Mönche, Fahrende und Händler transportiert“.<sup>66</sup> Sie richteten sich nach den schon erwähnten Formularbüchern und Briefstellern.

Die Streitschriften, Abhandlungen, Traktate, Protokolle, Bullen, Denk- und Anklageschriften hatten zumeist die Form des Briefes, oft des Rundbriefes. Das wichtigste Manifest Friedrichs II. 1239 und die Antwort Georgs IX., der ihm dafür den Ketzerprozeß ankündigte, sowie das Verteidigungsschreiben, das der Kaiser als Reaktion darauf an die Kardinäle richtete, wurden in der Form des Rundbriefes geschrieben. Helene Wieruszowski erläutert die publizistische Funktion dieser Briefart: „Es gehörte zu der praktischen Politik Kaiser Friedrichs, die großen Nachrichten seiner Siege, seine kaiserlichen Erlebnisse, Enttäuschungen, Feindschaften, Haß- und Racheausbrüche der allgemeinsten Öffentlichkeit vorzulegen. Diese seine literarischen Manifestationen sandte er als Rundschreiben je nach dem Gegenstand außer an den Papst an einzelne Fürsten, Große und Vertraute, ferner an ganze Korporationen wie Kardinalskollegium oder alle Fürsten des Abendlandes, [...] an eine bestimmte Stadt oder an die Gesamtheit eines Landes, manchmal auch ganz allgemein an die Öffentlichkeit.“<sup>67</sup>

Mit solchen Briefen wurde versucht, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. So wurde der Brief zum wichtigen politischen Propagandamedium des Mittelalters. Die Rundschreiben wurden in großer Zahl angefertigt und ihre Kopien wurden an wichtige Meinungsführer systematisch und flächendeckend geschickt.

<sup>65</sup> F. Irsinger, *Soziale Wandlung in der Kölner Kaufmannschaft im 14. Und 15. Jh.*, 1972, Köln 1972, S. 576.

<sup>66</sup> W. Faulstich, *op. cit.*, S. 262.

<sup>67</sup> H. Wieruszowski, *Vom Imperium zum nationalen Königtum*, München–Berlin 1933, S. 36.

Zuweilen erreichten solche Briefe einen gegensätzlichen Effekt: Sie wurden zitiert, allerdings gekürzt und dabei entstellt bzw. verfälscht, wobei die Öffentlichkeit diese Zitate als echt annahm und entsprechend zu beeinflussen war. Aus solchen Briefen mit publizistischer Funktion entwickelte sich die frühe Zeitung.

#### PRIVATBRIEF

Seit etwa 1300 wechselte man schon Briefe privaten Inhalts. Der älteste erhaltene deutschsprachige Brief ist ein freundschaftlicher Gruß und stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1305. Seine Schreiberin war eine Adlige, seine Empfängerin eine Münchener Klosterfrau namens Diemut.<sup>68</sup> Im Frühmittelalter wurden private Briefe noch selten geschrieben. Sie waren damals äußerst formelhaft und deswegen entsprechen sie nicht den heutigen Kriterien der Privatkorrespondenz.

Einen entscheidenden Impuls erhielt die Entwicklung des persönlich gefärbten Briefes durch die Mystiker, die von Anfang an das Bedürfnis empfanden, sich über ihre inneren Gotteserlebnisse und ihre Sehnsüchte geistlich auszutauschen. Als bedeutsam unter den Mystiker-Briefen gelten Briefe von Hildegard von Bingen aus dem Ende des 12. Jh., sowie die Korrespondenz aus dem Ende des 14. Jh. zwischen Hemrich von Nördlingen und der ihm seelenverwandten Margaretha Ebner. Diese Korrespondenz ist zugleich der erste erhaltene deutsche Briefwechsel. In diesen Briefen stößt man auf eine erstaunlich individuell natürliche und gefühlsbetonte Äußerungsweise. Man kann daher von der Zeit der Mystiker-Briefe, insbesondere vom 14. Jh., schon von der ersten Blüte des deutschen Briefes sprechen. Der relativ persönliche Still war ungewöhnlich in einer Epoche, für die Individualität noch keinen Wert darstellte. Sie waren eine Ausnahme in der Masse der Briefe, die formelhaft und unpersönlich abgefaßt wurden und in der Regel als Urkunden und amtliche Schriftsätze fungierten oder den Gedankenaustausch unter Gelehrten förderten.

Erst im Spätmittelalter, d.h. um 1400 und zu Beginn der Neuzeit lernten die Laien, zumal große Teile des Bürgertums in den Städten das Schreiben, darunter auch Briefschreiben. Das bedeutete praktisch die Verdrängung des Lateinischen als Briefsprache durch das Deutsche, was die Möglichkeiten des privaten Briefwechsels wirksam verbesserte. Davon zeugen die von Georg Steinhausen in einer großen Sammlung herausgegebenen „Deutschen Privatbriefe des Mittelalters“. In ihnen berichten die Schreiber meist über ihren standesüblichen Zeitvertreib.

<sup>68</sup> G. Steinhausen, *op. cit.*, S. 347.

„Höher Stehende schrieben gerne von ihren Festen oder Jagden, bitten einander um Pferde, Hunde, oft auch um Geld, denn in finanziellen Schwierigkeiten waren sie fast alle.“<sup>69</sup>

Zahlreiche erhaltene Privatbriefe aus dem ausgehenden 15. Jh. sind ein Beweis für die Schreibfähigkeit des Bürgertums und sein Mitteilungsbedürfnis. Eltern schrieben an ihre auswärts studierenden Söhne, Verwandte in verschiedenen Städten korrespondierten miteinander, Abgesandte auf Reichstagen berichteten ihren Familien oder dem städtischen Rat. Kennzeichnend ist für die Briefe dieser Epoche ihr derber Ton und schon eine ganz unförmliche Herzlichkeit. Der Privatbrief des Ritters, des Bürgers, des Ratmanns war andererseits genau so formelhaft und ungeschickt wie der Kanzleibrief. Der Privatmann hat eigentlich durch das öffentliche Leben Briefe schreiben gelernt.

#### LIEBESBRIEF

Eine Art des Privatbriefes ist der Liebesbrief, der seine Vorbilder schon in der antiken Literatur bei Ovid, Horaz und Seneca hatte. Liebesbriefeinlagen findet man u.a. in den höfischen Epen. Das älteste bekannte Beispiel ist der Brief Lavinias an Äneas in der „Eneide“ (um 1190) des Heinrich von Veldeke. Eingelegte Liebesbriefe gibt es im „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach. Auch im weiteren Verlaufe des 13. Jh. und im Spätmittelalter entstanden hochgradig stilisierte literarische Liebesbriefe, die alle einander sehr ähnlich waren und wohl nach verbreiteten Mustern aus den zeitgenössischen Epen angefertigt wurden.

Der Liebesbrief scheint älter als der Privatbrief zu sein. Er kommt auch, was heute erstaunlich ist, unter Bevölkerungsschichten, wie den Geistlichen vor, wovon das Zitat Zeugnis abgibt: „Karl der Große hat den Nonnen das Verschicken von Liebesbriefen verboten. Auch die Mönche schienen auf diesem Gebiete ihren Mann gestanden zu haben, denn an einen von ihnen ist der leidenschaftliche Liebesbrief einer Dame aus dem Anfang des 12. Jh. gerichtet. Seine Verfasserin spricht von ihrer Liebe in schwungvollen lateinischen Sätzen, denen man das antike Vorbild deutlich anmerkt.

#### DIE ROLLE DES BRIEFES HEUTE UND IM MITTELALTER

Zusammenfassend möchte ich einen Vergleich zwischen der Rolle des Briefes in der heutigen und mittelalterlichen Gesellschaft ziehen.

---

<sup>69</sup> W. Büngel, *op. cit.*, S. 48.

Heutzutage gibt es eine breite Auswahl anderer Medien. Informationen werden durch Fernsprecher, Radio, Zeitungen, Telefon, E-mail u.a. übermittelt. Wenn diese Situation mit der Situation der mittelalterlichen Bevölkerung verglichen wird, stellt es sich heraus, daß der damalige Brief eins der wenigen Medien, neben den Menschenmedien, war.

Im Frühmittelalter spielte der Brief eine geringe Rolle, zumal der deutsch geschriebene. Die Geschäfts-, Kirchen- und Regierungssprache war damals Latein — die Sprache, die nur einer schmalen Bevölkerungsschicht bekannt war. Heute ist Latein nicht mehr die einzige Sprache des Briefwesens. Die Korrespondenz wird zumeist in den Landessprachen geführt. Die Briefe werden auch in Fremdsprachen abgefaßt, aber keine von ihnen hat eine so absolute Vorherrschaft wie Latein im Mittelalter.

Jeder ist imstande einen Brief zu schreiben. Lese- und Schreibfähigkeit des heutigen Menschen wird als Selbstverständlichkeit betrachtet. Er gehört zu den günstigsten Mitteln, Informationen zu vermitteln. Der mittelalterliche Brief dagegen war ein Medium für die Reichen, die entweder selbst lese- und schreibkundig waren oder einen Schreiber damit beauftragten und entsprechend entlohten.

Die Beförderung des mittelalterlichen Schreibens dauerte viel länger als heute, manchmal sogar einige Monate. Oft wurde lange gewartet, bis sich eine Gelegenheit bot, es durch einen zufälligen Boten zu befördern. Im Vergleich zur Geschwindigkeit der heutigen Informationsübermittlung kann der Brief, der doch viel schneller als damals befördert wird, den Schritt sowieso nicht halten. In der hektisch lebenden Gesellschaft, in der Nachrichten Minute für Minute ihre Gültigkeit verlieren, mußte er an Bedeutung verlieren. Es ist einfacher, jemanden anzurufen, ihm ein Fax oder ein E-mail zu schicken, weil so übermittelte Nachrichten den Adressaten schneller erreichen und deswegen nicht an Aktualität verlieren. Ein Grund für die rückgehende Rolle des Briefes ist die Tatsache, daß man sich, um ihn zu schreiben, mehr Mühe geben muß. Man benötigt vielmehr Zeit, als bei einer oft aus einigen Zeilen bestehenden Nachricht per E-mail. Deswegen wird der Brief immer stärker durch E-mail verdrängt.

## STRESZCZENIE

Tematem artykułu jest list w okresie średniowiecza, jego geneza oraz forma. W pierwszej części pracy przedstawiono etymologię słownictwa związaną z pisaniem listów. Tematem części drugiej jest sztuka czytania i pisania, której opanowanie uzależnione było od statusu społecznego autora. Następnie omówione zostały formy listów wychodzących z kancelarii, ich styl, a także tzw. wzorce listów i ich układ z uwzględnieniem formuł, stylu i rodzajów listów.

Treścią dalszych rozważań są zewnętrzne i wewnętrzne cechy charakterystyczne listu, sposób sprawdzania ich autentyczności i sposoby przesyłania.

Ostatnia część artykułu poświęcona została listom służbowym, kupieckim i prywatnym oraz porównaniu roli, jaką pełnił list w średniowieczu i w czasach współczesnych.